

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

89 (16.4.1932) Die Mußestunde

worden und weiß so manche Lebensklugheit seiner Mitwelt in ein-
fachen Worten mitzutellen.

Gedenken

Der „Alte von Nechtshausen“ stirbt am 9. Januar 1908. Ich
schlage einen Band der Jugend aus diesem Jahre auf und lese die
Zeilen:

„Er scherzte nicht, wohlfeilen Spaß zu machen,
Den Müßigsein und Uebermut er fand —
War große Weisheit Klang in seinem Lachen,
Die Lust und Schaudern stehhaft überwand!
Wie reich er war — nicht viele dürften ahnen,
Die feiner goldenen Seele nah gerückt —
Versuch es, Volk, die einen Weg zu bahnen,
Zu diesem Schatz, der frei macht und beglückt!“

Dr. Hellmut Wolter.

Literatur



Alle an dieser Stelle besprochenen und angeforderten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 28, bezogen werden

Der Relativitätsgedanke und Relativität und Entwicklung. Die Pro-
bleme der Gegenwart. Von Carl Goldstein. 200 Seiten, Preis 2 M.
Verlag S. G. W. Metz Nachf. Berlin. Unsere Zeit mit ihren zahlreichen
und aufs höchste getriebenen politischen, sozialen, wirtschaftlichen und kul-
turellen Kämpfen verlangt nach einer in die Tiefe gehenden Erfassung und
Klärung all dieser brennenden Probleme der Gegenwart. Unter Ableh-
nung aller metaphysischen Spekulationen und dogmatischen Voreingenom-
menheiten wird gezeigt, wie auf der Grundlage des natürlichen erfah-
rungsmäßigen Denkens sich alle vermeintlich absoluten, aber unbedingten
Behauptungen in ihrer relativen Erkenntnis auflösen. So er-
scheint eine immer fortschreitende Entwicklung und Umgestaltung
aller Verhältnisse im Sinne einer vernunftmäßigen Neuordnung als
eine innere Notwendigkeit, die über alle Widersprüche veralteter Anschau-
ungen und Zustände hinweg führt. Aus dem überreichen Inhalt des Wer-
kes seien die Themen: die Weltanschauung, Relativität der Moral, der Krieg,
der Tod, die Armut und ihre Überwindung, die Kunst, der Handel, die
Politik hervorgehoben. Die Gedanken über diese und die anderen Fragen
sind durch ihre einheitliche Behandlung und scharfsinnige Begründung
und führen aus dem Streit des Tages in die Höhe allgemeiner, aber
philosophischer Betrachtung.

Erich Stritar: Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa. Bilder
und Berichte. Mit etwa 100 photographischen Aufnahmen in Kupferstich-
druck. 136 Seiten. Halbleinen, Buchausstattung von Jan Fischhoff. Ver-
lag „Der Bücherkreis G.m.b.H.“, Berlin SW. 61. 1932. Preis 4.30 M.
(resp. öherr. Sch. 8.60 — tschech. Kr. 35.—).

Mit Kamera und Schreibmaschine ist Erich Stritar durch Europa ge-
wandert. Nicht die mondänen Bäderorte, nicht die vielbesuchten Zentren
des Reiseverkehrs, die Stätten der Kunst, die Kirchen und Galerien hat
er aufgesucht, sondern er ist mit offenen Augen durch die Quartiere der
Arbeiter gegangen. Das Leben der Arbeiter in Lodi und in London, in
Mailand und Venedig interessierte ihn mehr als die berühmten Bauten,
von denen sonst die aus dem Ausland heimkehrenden Schwärmer. Stritar
hat mit den Arbeitern in Belgien und Polen, in Holland und Barcelona
gesprochen und von ihnen erfahren, daß in allen Ländern das Los der Arbeiter
das gleiche ist. Selbstkritik ist das Zaubermittel, das die Arbeiter in allen
Ländern dieses Buches Arbeiter sind: ihre Lage bessert und ebenbürtig, wie der
Autor dieses Buches Arbeiter sind, die unter dem Druck ihres Daseins
seufzen, laud er Arbeiter, die ihn mit Stolz von den Erträgen ihres
Kampfes berichten. Daß Stritar seine Berichte, die in der Form anlei-
cherberichtet sind, wie sie an Ort und Stelle als Reportagen nieder-
geschrieben wurden, mit einer großen Zahl gut gezeichneter und lebendiger
Photografien bereichert, macht das Buch neben einer interessanten Ver-
fasserbiographie noch zu einem lebenswerten Bilderbuch, wie es in der Literatur des Ar-
beiters bisher noch nicht vorkam. Jan Fischhoff hat dem Buche ein an-
sprechendes äußeres Gewand gegeben. Es ist in keiner modernen, sach-
lichen Ausstattung eine Freude für unseren Bücherfronst.

Die Zweimonatszeitschrift „Wissenschaftliche Bewegung“, von A. S.
Storfer angelegt, geltevoll, unerbittlich und bezeichnend geleitet, bringt in
ihrem neuesten Heft u. a. Beiträge von Arnold Zweig „Odysseus Freund“,
Stefan Zweig „Das christliche Mißgeschick Marie Antoinettes“, Eugen Freund
„Meine Verdrängung mit Josef Wopner-Santus“, Joseph Gell „Die neue
Einsiedlung des Obhähnen“, Theodor Reiz „Die Kraniche des Ibykus“
und die Pilger des Mr. Breckle“, Gullaus Hans Graber „Kreuz und
Danktrakt“. Georg Groddeck „Weg zum Es“, ufo. Preis des Heftes
2.— M.

Schönghai. Ein China-Roman von Siergel Alimow. Verlag
Wagner'sche Buchverlag.

Die Zeiten sind längst vorbei, in denen der liegende Lango des Schön-
ghais der glückliche Ausbruch war für das stolze Herrenleben in Eu-
ropäerquartieren dieser kontrastreichen und karmersüden Stadt. In keiner
Stadt des östlichen Reichs hatten sich die von Gottes Gnaden zu herr-
schen der Welt ansetzenden Weissen so breit gemacht wie in Schönghai.
Kroch wurden die Weissen das Gefühl nicht los, auf einem vulkanischen
Gelände zu wohnen, und eines Tages sollte dann auch der unterirdische
Donner, das Vorzeichen der Katastrophe, bis unter die Fundamente der
Europäerstadt. Der Roman „Schönghai“ von Siergel Alimow, ins
Deutsche übertragen von Boris Krotzoff, legt bei der Wäpferglide Guten-

den, Wertu, in seinen gebunden und zum Preise von 2,70 Mark erstbe-
nen, führt mitten hinein in diese erste Erschütterung, und wir erleben den
ersten großen Zusammenprall zwischen China und der weissen Zivilisation.
Der Autor versteht es meisterhaft, das alte China mit seiner verfeinerten
Kultur und mit seinem grauenhaften Elend in den unteren Schichten dar-
zustellen und dann zu zeigen, wie die Söhne und Töchter aus reichen und
alten chinesischen Familien von der Kultur amerikanischer und euro-
päischer Länder erfaßt werden, wie sie die Gewohnheiten ihrer Väter ab-
legen und wie sie sich bemühen, ihren weissen Klassenangehörigen mindstens
ebenbürtig zu sein — im Genuß der Vergnügungen und in der Aus-
beutung der eigenen Klasse. Alimow zeigt aber auch, wie chinesische Stu-
denten, die sich ebenfalls von der Traktion ihres Landes abgewandt und
von Europa gelernt haben, zu Agitatoren und zu Führern der Re-
volution werden. Je länger die soziale Umwälzung in China dauert, je
mehr industrielle Unternehmungen den Geist der modernen Welt in das
alte China einbringen, um so deutlicher erkennt auch das chinesische Volk,
daß es sich nicht allein darum handelt, das fremde Kapital niederzulassen,
sondern daß der Kampf nicht minder scharf geführt werden muß
gegen die Ausbeutung überhaupt, also auch gegen die Unternehmer chinesi-
schen Stammes. Der Roman hat ein ungemein Tempo, und er ist erfüllt
von einer Glut, die den Leser erfaßt und die keine Spannung oft bis
an die Grenze des Erträglichsten setzert. In das Schicksal einzelner Per-
sonen, welcher und farbiger, ist das Schicksal ganzer Nationen hinein-
gedreht. Am Schluß erhebt sich ein geheimnisvolles und finstres Antlitz.
Die Drohung des aufgerissenen Affen, das gewalttätige Vorzeichen eines
Zustandes, der die größte soziale Umwälzung der Geschichte bringen wird.

Rätsel

Rästel

„Kein 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9“, sagte der Student
Zu seinem Schneider;
Der aber sagte: „Nügen Sie nicht,
Sie haben eben 1, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 leider!“

Kreuz-Rästel

1	2
3	4

- 1, 2 = Strom,
- 2, 3 = Werkzeug,
- 3, 4 = weiblicher Name,
- 1, 4 = weiblicher Name,
- 4, 3 = Gegenstand aus Hanf.

Rätselaufösungen

Auflösung des Rätsels: Ruin — Rubin.

Auflösung der Streichholzrätselaufgabe:



Richtig gelöst: Jul. Grimmer, Ludwig Oberle, Mörsch.

Witz und Humor

Anatomie. „Wieviel Lungenflügel hat der Mensch?“ fragt der
Lehrer. Antwort: „Fünf“. — „Falsch“. — „Einen“. — „Falsch“.
„Drei“. — „Falsch“. — „Endlich meldet sich der kleine Hugo:
„Zwei“. — „Richtig!“ — „Woher weißt du das?“ fragt der
Lehrer. „Ich habe unserer Anna beim Waschen zugegesehen.“ (Wf.)

Wärme. Otto und Dittie saßen am Ofen. Der Ofen wollte
heute nicht brennen. „Wieviel Grad sind im Zimmer?“ fragte
Otto. Dittie sah nach: „Dreizehn Grad“. „Und draußen?“ Dittie
ging zum Thermometer vor dem Fenster: „Drei Grad“, sagte sie.
Rief Otto: „Die können wir gerade brauchen. Machs Fenster auf
— herein mit den vier Grad!“ (Wf.)

Parken. Sie schwärmte nur von Autobus. Abgesehen von Liebe.
Und sein Parkard hatte es ihr angetan. Den ganzen Abend sprach
er sie nur von seinem Wagen. Er sprach so schön davon, daß
ihre Herz weich wurde.

Komm“, flüsterte sie und zog ihn an sich. Minuten vergingen.
Nichts ereignete sich. Er war leise eingeschlafen. Sie sprang em-
pört auf:

„Was heißt das? Denkst du, du kannst an mir parken?“

Zusammenstoß. Zwei Auto stießen zusammen.
Der eine Fahrer schimpft, krebsrot wie ein Abergeschöpf.
Der andere hat es mit der Ruhe. Hört sich das Geklirr gelassen
an und sagt schließlich: „Mein Leuere, Ihre Aufregung wirkt ja
ganz nett, aber im Tonfilm habe ich das schon viel besser gehört“.

Schriftleiter E. Grünbaum, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 16. April 1932

52. Jahrgang

16. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Der Darwinismus

Zum 50. Todestag des Forschers am 19. April 1932.

Kein Name hat in den Geisteswissenschaften der zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts eine größere Rolle gespielt, als der, des am 10.
April vor 50 Jahren verstorbenen Charles Robert Darwins. Seine
bahnbrechenden Forschungen haben alle Zweige der menschlichen
Erkenntnis gewaltig beeinflusst, und mit seinem Auftreten beginnt
eine neue Epoche der Biologie oder der Wissenschaft vom Leben.

Die Deszendenztheorie oder Abstammungslehre sagt, daß die
vollkommenen Tiere und Pflanzen von unvollkommenen ab-
stammen, und daß alle Tiere und Pflanzen, die je auf der Erde ge-
lebt haben, sich aus einer einzigen oder einigen wenigen, sehr ein-
fachen Urformen nach und nach entwickelt haben. Die Frage nach
der Entstehung der Urformen selbst, beantwortet die Deszendenz-
theorie als solche nicht. Darwin ist keineswegs der erste Vertre-
ter dieser Lehre; er hat zahlreiche Vorläufer gehabt, von denen
Erasmus Darwin — sein Großvater — Goethe und Jean La-
marck die hervorragendsten sind. Im Gegensatz zu diesen Forschern
begründete Darwin die Entwicklungstheorie in einer anderen und
viel umfassenderen Weise und entwickelte auch durchaus neue An-
sichten über die Ursachen der Artveränderung.

Nicht weniger große Verdienste als der Anatomie, leistete die
Deszendenztheorie der Antogenie (Lehre von der Keimesentwick-
lung). Jedes Tier muß verschiedene Entwicklungsstufen durchlaufen,
bevor es seine volle Reife erlangt, teils vor, teils nach der Geburt.
Besonders auffallend ist dies bei den Tieren, die eine Metamor-
phose durchmachen. Was von den Tieren gilt, ist auch auf den
Menschen anzuwenden, da er in seiner Stammesgeschichte (Phylo-
genie) ebenso die Stufen des Wurms, Fisches, Amphibiens und
Reptils durchlaufen hat wie die übrigen Säugetierarten; er muß
daher in seiner Keimesgeschichte diese Stadien nach den Bere-
chnungsgesetzen kurz wiederholen. Ernst Haeckel hat diese Geset-
zmäßigkeit als sogenanntes „Biogenetisches Grundgesetz“ formuliert:
Die Ontogenese (Entwicklung des Individuums) ist eine kurze und
schnelle, durch Vererbung und Anpassung bedingte Wiederholung
der Phylogenese (Entwicklung des zugehörigen Stammes).

Eine dritte Wissenschaft, deren Tatsachen erst durch die Deszen-
denztheorie erklärt werden, ist die Paläontologie (Versteinungs-
kunde). Sie lehrt, daß die Organismen nicht gleichzeitig auf der
Erde aufgetreten sind, und daß im allgemeinen eine allmähliche
Bervollkommnung der Tiere und Pflanzen im Verlaufe der Erdge-
schichte stattgefunden hat. So erschienen von den Wirbeltieren zu-
erst die Fische, dann die Amphibien, weiterhin die Reptilien, spä-
ter die Vögel, hierauf die Säugetiere und zuletzt der Mensch.

Außer der Deszendenztheorie entwickelt Darwin noch eine zweite
Hypothese: Die Selektionstheorie oder Züchtungslehre. Es schien

Darwin zwecklos, durch indirekte Beweise die Veränderlichkeit der
Arten darzulegen, und er zeigte daher, durch welche Kräfte diese
Veränderungen bewirkt werden. Überall in der Natur ist eine
staunenerregende Zweckmäßigkeit. Jeder Organismus ist den Be-
dingungen seiner Lebensweise angepaßt und besitzt die Mittel, durch
die er sein Leben zu erhalten vermag. Alle Tiere sind vermöge
ihrer spezifischen Organe in der Lage, auf die zweckmäßigste Weise
den Kampf ums Dasein zu bestehen, das heißt, sich seinen Lebens-
unterhalt zu verschaffen und sich seiner Feinde zu erwehren. So
kann man häufig beobachten, daß zahlreiche Tiere durch ihre För-
mung oder Gestalt ihrer Umgebung so ähnlich sind, so daß sie von
ihren Feinden nur sehr schwer entdeckt werden können, oder sie
ahmen andere Tiere nach (Mimikry). Nicht weniger auffallend
ist diese Zweckmäßigkeit im Pflanzenreich. Diese zweckmäßigen
Einrichtungen in der organischen Natur fordern eine Antwort auf
die Frage, woher wohl diese bewundernswürdige Zweckmäßigkeit
kommt. Auch Darwin stellte sich diese Frage und hat sie durch seine
Selektionstheorie beantwortet. Diese Theorie beruht auf den Er-
scheinungen, die bei der künstlichen Züchtung der Haustiere und
Kulturpflanzen auftreten, welche im Laufe der Zeit aus weniger
wilden Stammformen zu den heute so mannigfaltigen Rassen heran-
gebildet wurden. Alle die großen Rassenunterschiede sind vom
Menschen durch künstliche Zucht hervorgehoben worden, die
darin besteht, daß der Züchter aus den ihm zur Verfügung
stehenden Tieren diejenigen auswählt, welche die von ihm gewünsch-
ten Merkmale in gewissem Maße haben, und er nur diese Tiere sich
fortpflanzen läßt. Diese Merkmale werden sich infolge der Ver-
erbung auf die Nachkommen übertragen. In diesem Sinne wird
der Züchter fortfahren und durch diese durch Generationen hindurch
erfolgte Auswahl oder Selektion wird er die von ihm gewollten
Eigenschaften beständig steigern. Der Züchter wird bei dieser Tä-
tigkeit von zwei Eigentümlichkeiten der Organismen unterstützt,
nämlich von der Variabilität und Vererbung. Nachdem Darwin
diese Tatsachen an Haustieren und Kulturpflanzen erkannt hatte,
suchte er in der Natur nach einem Faktor, welcher die auswählende
Kraft des Menschen zu ersetzen vermag und fand ihn in dem unter
den Organismen herrschenden Kampf ums Dasein, worunter Dar-
win nicht nur den direkten Kampf unter den Lebewesen, sondern
überhaupt den Wettbewerb um die Erlangung der notwendigen
Eristenzmittel versteht. Dieser Kampf ist die notwendige Folge der
großen Vermehrungsfähigkeit der Organismen.

Der zwischen den Angehörigen einer und derselben Art nicht
weniger als zwischen verschiedenen Arten bestehende Kampf ums
Dasein hat nun eine ganz bestimmte Wirkung auf die mehr oder
weniger von einander verschiedenen Individuen einer Art, da er
eine Auswahl unter ihnen trifft und somit den vom Menschen be-
wirkten Faktor der künstlichen Zucht ersetzt. Die Individuen
mit günstigen Abänderungen siegen im Kampf ums Dasein und
übertragen ihre vorteilhaften Eigenschaften, denen sie den Sieg
über ihre Gegner oder die Widerstandsfähigkeit gegen äußere
Einflüsse verdanken, auf ihre Nachkommen, während die Indivi-
duen mit weniger günstigen oder gar ungünstigen Eigenschaften
zugrunde gehen. Wenn sich dieser Vorgang durch viele Generatio-
nen hindurch wiederholt, so werden die ursprünglich geringfügigen
Variationen gehäuft und gestärkt um schließlich zu Merkmalen
neuer Arten zu werden. Diesen Prozeß bezeichnet Darwin als na-
türliche Zucht. Die natürliche und künstliche Zuchtwahl unter-
scheiden sich durch einige wesentliche und bemerkenswerte Gegen-
sätze. Während die künstliche Zuchtwahl nur auf äußere und sicht-
bare Charaktere einwirkt, betrifft die natürliche Zuchtwahl alle
Organe. Die natürliche Zuchtwahl wird nach Darwin in ihrer
Wirkung von der geschlechtlichen Zuchtwahl unterstützt.

Die Zuchtwahl in ihren beiden Formen betrachtet Darwin zwar
als die wichtigste, aber nicht als die alleinige Kraft, die bei der
Umbildung der Tiere und Pflanzenarten wirkt. Von nicht zu
unterschätzender Bedeutung ist bei diesem Prozeß der Gebrauch und
Nichtgebrauch der Organe und die direkte Einwirkung der äußeren
Eristenzbedingungen. Darwin dehnte den Entwicklungsgedanken
in konsequenter Weiterführung auch auf den Menschen aus und
brachte gewissermaßen seine Lehre zu einem Abschluß. Er setzte
das Menschengeschlecht an die Spitze aller Organismen und be-
wies dessen Abstammung von Tierformen, wobei er aber niemals
die heute lebenden Menschenaffen als die Ahnen des Menschen
erklärte. Einen Beweis für seine Theorie sieht Darwin auch in
der Tatsache, daß verschiedene Krankheiten von Tieren auf Men-
schen und umgekehrt, übertragen werden können. Hieraus folgt
logischerweise eine gewisse Ähnlichkeit der menschlichen und tieri-
schen Gewebe und ihrer Blutkörperchen. Auch der Heilungsprozeß
ist bei Mensch und Tier analog.

In überzeugender Weise führt Darwin bei seinen Untersuchun-
gen über die Abstammung des Menschen aus, daß das Menschen-
geschlecht auch gegenwärtig noch bedeutenden Veränderungen unter-
worfen ist. Schon die Tatsache, daß nicht einmal zwei Kinder von
denselben Eltern sich vollkommen gleichen, obwohl eine gewisse

ähnlichkeit vorhanden ist, welche die großen anatomischen Verschiedenheiten zwischen zwei Individuen der nämlichen Rasse, ganz besonders aber die in jeder Beziehung bestehenden Unterschiede zwischen den Angehörigen der verschiedensten Rassen, sind sehr beachtliche Beweise für die Veränderlichkeit der Menschengattung und ihrer Abstammung von tierischen Formen.

Darvon wendet die Entwicklungslehre auch auf die geistigen und moralischen Anlagen des Menschen an, da er wohl einen graduellen, aber keinen fundamentalen Unterschied in Bezug auf die geistigen Fähigkeiten zwischen Mensch und Tier feststellen konnte. Auch der Gebrauch der artikulierten Sprache, die nur dem Menschen eigentümlich ist, ist kein stichhaltiger Einwand, um die Darwin'sche Abstammungstheorie zu widerlegen. Man erinnere sich nur der unartikulierten Ausrufe wie sie Mensch und Tier in Verbindung mit Zeichen und Gesten benützen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben und an die Zeichensprache wilder Völker.

Weitans am bedeutungsvollsten von allen Unterschieden zwischen Mensch und Tier ist derjenige des moralischen Gefühls oder des Gewissens. Darwin zeigt aber, daß auch den Tieren dieses moralische

siche Gefühl inneohnt, und daß diese sehr wohl Recht von Unrecht unterscheiden können. Ebenso spricht er den Tieren ein gewisses Schönheitsgefühl zu, von dem man bisher angenommen hat, daß ein solches nur der Mensch besitze. Der soziale Instinkt, dem das moralische Gefühl für Recht und Unrecht zugrunde liegt, ist nach Darwin aus der natürlichen Zuchtwahl entstanden. In der Tat ist das Leben der Biene für ihre Kolonie nichts anderes, als die ideale Nächstenliebe beim Menschen für das Wohl der Allgemeinheit. Sobald die Urzeuger des Menschen anfangen, gemeinsam und in Gruppen zu leben, steigerten sich auch naturgemäß dessen geistige Fähigkeiten und Anlagen, sowohl durch den Nachahmungstrieb, als auch durch das Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl. Durch die wiederholte, zur Gewohnheit gewordene Ausübung einer Handlung wird in gewissem Sinne gleichfalls sein Verstand entwickelt und gekräftigt, wie dies ja auch aus dem Gebrauch der Organe geschlossen werden kann.

Durch diese Jahrtausende dauernde, unaufhaltsam fortschreitende geistige Entwicklung stieg der Mensch von Stufe zu Stufe zu der jetzigen Höhe seiner Vollendung. Hg.

Der Dichter kritischen Frohsinns

Zum 100. Geburtstag von Wilhelm Busch am 15 April

Recht daneben träte, wer Wilhelm Busch's Wort: „Lachen ist ein Ausdruck relativer Behaglichkeit“, zum Ausgangspunkt für eine Betrachtung des Meisters nähme, denn nur für den oberflächlichen Blick hat seine Kunst etwas Behagliches, Gemütliches. „Deutsches“ im Schlafrock und Pantoffelsinn. Mochte Busch auch von den harmlosen fliegenden Blättern herkommen, so näherte ihn doch seine ganze Art, Dinge und Menschen zu sehen, zu packen und wiederzugeben — das „Lachen Beckebubs“ —, dem mit Beelzebub schon eher verschwistereten „Eimplizissimus“. Er lebte als ein Absichtiger; die lärmende Entwicklung Deutschlands vom Kleinbürgerlichen zum großkapitalistischen Lande stieß ihn ab, so daß er sich in sich vertrocknete und sich vor dem lauten Beimbornum des Marktes in die Abgeschlossenheit seiner niedersächsischen Heimat verpannte; sich in die „Bekanntnisse“ des Heiligen Augustinus zu versenken, schien ihm wesentlich, als eine allerneueste Berliner Eintagsmode anzustreben. Aber wenn er das Automobil ablehnte und nur ungen das Del seiner Studierlampe mit Petroleum vertauschte, so sah er die untergehende Kleinwelt keineswegs mit den gerührt verschwimmenden Blicken des Pöhliters an. Im Gegenteil! In seinen Zeichnungen und Versen, die an Knappheit und Konzentriertheit miteinander wetteifern, schildert er das deutsche Epiefbürgertum mit einer Schonungslosigkeit, die Wederkind vorwegnimmt; die vermeintlichen lustigen Kinderreime braucht man nur ein klein wenig unter die Lupe zu

nehmen und man entdeckt die gemühteste, galligste, grauamste Satire auf alles Bürgerliche: den bürgerlichen Eigentumsbegriff, die bürgerliche Ehe, die bürgerliche Erziehung, das bürgerliche Lebensideal; und wie für Bakunin Raub und Diebstahl revolutionäre Kampfmittel gegen die bürgerliche Gesellschaft waren, so ließ Busch seine bösen Buben mit Blasrohr und tausend Nüden und Lücken gegen die gleiche in sich beruhende Einrichtung los. So greust, wie es klingt, ist es nicht, daß Max und Moritz mit ihrem Streichen einen rebellischen Widerpart zur gefestigten und gestifteten bürgerlichen Ordnung darstellen und es entspricht lediglich dem Pessimismus von Busch, wenn diese Ordnung voll Müß und Moder am Ende doch immer triumphiert.

Busch hatte denn auch im Privaten keineswegs altfränkische Ansichten über die Fragen des Tages. Alles was unter Wilhelm dem Lepeten so üppig gedieh, Ordensgeklümper und Litzelucht, Dentmalerische und byzantinische Schweifgewedel, war dem Künstler in tiefer Seele widerwärtig, und als der Hohenzoller einmal forsch trompetete: „Mir ist mein Kurs vom Himmel vorgezeichnet“, knurrte der Einsiedler von Wiedenjahl: „Das ist er jedem. Es kommt nur darauf an, ob ihn einer auch lesen kann“. Der Frauenbewegung stand Busch mit viel Wohlwollen gegenüber, und wenn er auch die zudringliche Frage, welche politische Richtung ihm am sympathischsten sei, unwirsch abfertigte: „Keine!“, so war er doch allezeit ein aufmerksamer Leser



Vorwärts und des hannoverschen Volkswillens; sein Auspruch über die Betreger: „Sie sind die Kapitalisten und beuten die anderen aus und bauen sich Villen, haben auch die unangenehmen Eigenschaften der Ausbeuter“, zeigt, wie gelaugig ihm die sozialdemokratische Terminologie gewesen ist, und immer wieder brachte ihn die Verfolgung der Arbeiterpartei durch die Behörden von Preussisch-Deutschland in Hannover: „Das Recht“, so meinte er dann wohl von der Sozialdemokratie, „ist halb und die Gerechtigkeit ganz auf ihrer Seite“.

Zu seinem 100. Geburtstag entdeckte man, daß Wilhelm Busch „der erste moderne Zeichner“ war, ein Expressionist, ehe es einen Expressionismus gab. Heiter und arbeitsfroh; meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten. Liebe und Strenge sowohl, die mir von ihnen zuteil geworden, hat der „Schlafittig der Zeit aus meiner dankbaren Erinnerung nicht zu verwischen vermocht“.

In der Selbstbiographie von Busch (1893) lesen wir: „Mein Vater war Kammer; heiter und arbeitsfroh; meine Mutter, still und fromm, schaffte fleißig in Haus und Garten. Liebe und Strenge sowohl, die mir von ihnen zuteil geworden, hat der „Schlafittig der Zeit aus meiner dankbaren Erinnerung nicht zu verwischen vermocht“.

„Was weiß ich denn noch von meinem dritten Jahr? Knecht Heinrich macht schöne Blüten für mich und spielt selber auf der Maultrommel, und im Garten ist das Gras so hoch wie ich, und die Erbsen sind noch höher.“

Beim Onkel Kleine
„Als ich neun Jahre alt geworden, beschloß man, mich dem Bruder meiner Mutter in Ebergöben bei Göttingen zu übergeben. Ich freute mich darauf; nicht ohne Wehmut“. Vater Busch legt auf gute Erziehung seines Sohnes besonderen Wert:

„Also lautet der Befehl,
Daß der Mensch was lernen muß . . .“

Onkel Kleine, der Landpfarrer, ist der geborene Erzieher. Im Herbst 1848 siedelt er mit seinem Neffen Wilhelm nach Lüneburg bei Einbeck über.

Bald mag der Jüngling empfinden („Die Haarbeutel“):
„Querst hast du es gut, mein Sohn,
Doch paß mal auf, man kommt dir schon!“

Stud. iug. in Hannover
September 1847 nimmt er vom Onkel Abschied und studiert Maschinenbau auf der L. H. in Hannover, ehe jedoch eine innere Befriedigung zu finden. Nach einigen Jahren, nach anregendem Verkehr mit Künstlern, verläßt er auf Anraten des Malers Klemme die Hochschule; so pilgert er am 9. März 1851 nach Düsseldorf, um Maler zu werden:

„Darum, o Jüngling, fasse Mut;
Setz' auf den hohen Künstlerhut
Und wirf dich auf die Malerei,
Vielleicht verdienst du was dabei!“

Düsseldorf und Antwerpen
Ueber seine Düsseldorfer Studienzeit spricht er, er habe sich „recht und schlecht durch den antiken Saal hindurchgetüpfelt“.

Aus Antwerpen (1852) schreibt er seinen Eltern: „Ich befinde mich hier in Antwerpen sehr wohl und kann mich nicht genug freuen, daß ich hier mit meinen Malstunden den Anfang gemacht“. „In Antwerpen sah ich zum erstenmal in meinem Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, später Frans Hals, Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen“.

Damals hat er das geflügelte Wort noch nicht geschaffen, aber so manches Mal seinen Sinn erfahren müssen:
„Enthaltfamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen.
Dum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!“

München
In München weilt er seit 1854 und fühlt sich sehr wohl. Der Künstlerverein „Jung-München“ mit Wilhelm Diez, G. Krempefeger und Otto Bassermann, dem späteren Busch-Berleger, gibt ihm viel Anregung.

Mit seinen Freunden leistet er so manchen lustigen übermütigen Streich; das ist seine eigene Erfahrung:
„Die Polizei
Kommt schnell herbei,
Ihr Atem ist lang
Und leis ihr Gang.“

Der Mensch und Künstler
Anfang der 60er Jahre verkehrt Wilhelm Busch in der Künst-

lervereinschaft Lettenbauer in München für gutes Essen und schmeckendes Bier ist er immer zu haben:

„Das Messer bligt, die Schweine schrein,
Man muß sie halt benützen,
Denn jeder denkt: Wo zu das Schwein,
Wenn wir es nicht verpußen?“
„Und jeder hebt an seinen Mund
Ein Hohlgefäß, was meistens rund,
Um draus in ziemlich kurzer Zeit
Die d'cin enthalt'ne Flüssigkeit
Mit Lust und freudigem Bemüh'n
Zu saugen und herauszusieben.“

Ein Humor findet Gestalt in Versen und in lustigen, treffsicheren Zeichnungen. Das Gegenstück, der lustige Ernst fesselt uns besonders. Einige Proben mögen für seine Eigenart sprechen:

Die Drefeige (Baldwin Bählamm):
Drefeige nennt man diese Handlung,
Der Forscher nennt es Kraftverwandlung.

Er gibt einen guten Rat:
Wie üblich (zu guter Letzt):
Wandle auf betretenen Wegen.

Mancher, auf dem Seitensteige,
Hat sich im Gebüsch verloren,
Und da schlugen ihm die Zweige
Links und rechts um seine Ohren.

Die ersten Werke
In München wird der Begründer der Fliegenden Blätter, Kaspar Braun, auf Busch aufmerksam. Die Fliegenden Blätter bringen das berühmte „Naturgeschichtliche Alphabet“, u. a. die Verse:

Der Esel ist ein dummes Tier,
Der Elefant kann nichts dafür,
Die Lerche in die Lüfte steigt,
Der Löwe brüllt, wenn er nicht schweigt.

Da veröffentlicht Kaspar Braun „Mor und Moritz“ mit unglaublichem Erfolge in Buchform; fast 4 Million Exemplare sind inzwischen in vielen Sprachen gedruckt worden. Mancher Spruch aus dem lustigen Kinderbuch wird gelegentlich genannt, so z. B.:

„Dieses war der erste Streich,
Doch der zweite folgt sogleich.“
„Eben geht mit einem Keller
Witwe Wolke in den Keller,
Daß sie von dem Sauerkohle
Eine Portion sich hole,
Wofür sie besonders schwärmt,
Wenn er wieder aufgewärmt.“

Weitere Erfolge bleiben nicht aus.

Die Art seines Schaffens
Zunächst lehnt er sich an Schwind und Richter an, doch bald wird er sein eigener, er greift zu selbständigen Ausdrucksmitteln. Bei der Arbeit will er allein sein. Die Verse schreibt er zu den Bildern, weil „halt so ein bißel Geschwätz mal dabei sein muß“. Der Einerschwing kommt nicht von so ungefähr. Lange Vortexte gehen voraus. Busch muß sich gelegentlich über die Holzschneider beklagen, die nicht einsehen wollen, daß die Sachen trotz aller anscheinenden Flüchtigkeit im Ausdruck höchst gewissenhaft sind.“ Als Zeichner und Maler sucht er sich immer weiter zu vervollkommen.

1869 erscheint „Schneiderburr oder die Bienen“; ein Jahr später, gleichzeitig mit dem „Heiligen Antonius von Padua“ veröffentlicht er „Hans Hudebein“. Besonders starke Verbreitung finden die Knopp-Geschichten: „Abenteuer eines Junggefallen“ (1875), „Herr und Frau Knopp“ (1876) und „Julchen“ (1877).

Der Einsame von Wiedenjahl
Nach dem Tode des Pfarrers Nöldede im Jahre 1878 zieht der Junggefallene in seine Heimat Wiedenjahl. Dort hat er „Gelegenheit, sich in aller Stille ein wenig die Seele zu schneuzen“.

Der Einsame.
Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut.

Kurz, abgesehen vom Steuerzahlen,
Laßt sich das Glück nicht schöner malen.“

Das letzte Jahrzehnt in Mechtshausen
Im Jahre 1898 zieht Otto Nöldede nach Mechtshausen am Harz. Bei diesem Neffen und Pfarrer verbringt Wilhelm Busch die letzten zehn Jahre seines Lebens; er ist noch besinnlicher ge-